

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 15 (1935-1936)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

brigade 3 mit der Radfahrerabteilung 3 und eine Junterkompagnie. Große Manöver finden aber auch in unseren beiden Festungen statt. Zu den Manövern der Festung St. Maurice im Oktober ist gleich die ganze Festungsbesatzung aufgebieten, Auszug und Landwehr. Bei der Gotthardbesatzung dagegen findet ein Brigade- und ein Detachementswiederholungskurs statt. Am Brigadewiederholungskurs im August sind beteiligt die Landwehrregimenter 47 und 52, die Gebirgsmitrailleurenteilungen (Gotthardmitrailleure), die Festungsartillerieabteilung 4 (Besatzung der vier Forts im Urserental), ein Motorartillerieregiment und weitere Spezialwaffen. Aus der Zusammenziehung der Truppen, insbesondere aus der Mitwirkung der Festungsartillerieabteilung 4 kann man schließen, daß diese Brigademanöver im Urserental stattfinden werden, während der Detachementswiederholungskurs an der Gotthard-Südfront durchgeführt wird. An ihm beteiligen sich die Befestigungen von Airolo (mit Hospiz), Monte Ceneri (mit Gordola und Magadino) und Gondo an der Simplonstrafe, samt den zu diesen Werken gehörenden Talwehrrkompagnien, einer Motorartillerieabteilung, dem ganzen Tessiner Regiment 30 und technischen Truppen. Während die Südfrontmanöver von 1930 nur im Livinental stattfanden, umfassen die diesjährigen Manöver also die gesamte Südfront der St. Gotthardbefestigungen unter Einfluß des Simplongebietes und verdienen dementsprechend ganz besondere Beachtung.

Die Winterwiederholungskurse leben in neuer Form wieder auf. Vor Jahren wurden zu besonderen Winterwiederholungskursen einzelne geschlossene Einheiten der Gebirgstruppen (Brigade 15 und Festungsbesatzung St. Gotthard) einberufen. Schon letztes Jahr hat man in der Gebirgsbrigade 5 einen neuen Weg beschritten durch Veranstaltung eines Winterwiederholungskurses, zu dem ausgesuchte Mannschaften aus allen Truppenteilen der Brigade einberufen wurden. Der Versuch wird dieses Jahr wiederholt und auch in den Gebirgsbrigaden 3 und 18 durchgeführt. Die Wintertätigkeit und Skiausbildung der übrigen Truppen beruht ganz auf freiwilliger Basis und außerdienstlicher Tätigkeit.

Großem Interesse werden zweifellos auch die Fliegermanöver begegnen, die im Juni stattfinden und zu denen der Stab der Fliegertruppe samt vier Abteilungen mit insgesamt zwölf Kompagnien und über hundert Flugzeugen aufgebieten sind.

Von der Landwehr muß künftig jedes Jahr die Hälfte der Truppenteile und Einheiten einrücken, sodaß auch für 1936 neun Regimenter Infanterie und zahlreiche Einheiten der Spezialwaffen aufgebieten sind.

Gottfried Zeugin.

Bücher Rundschau

Schriften aus dem Coronakreis.

Die im schönsten Sinne konservative, das heißt die unentbehrlichen Werte geistigen Schaffens behutsam wahrende Zeitschrift, die allem Heutigen als strenge Sichterin entgegentritt und eine Art Prophetin dessen ist, was spätere Zeiten von unserem Schrifttum wohl kennen möchten, gibt nun auch neben ihren zweimonatlichen Heften eine Schriftenreihe heraus, die ein ausführliches kritisches Verweilen wohl rechtfertigt.

Wer hätte sich es träumen lassen, daß man in Zukunft auf dem Greifensee an die Gedichte Voltaires denken müßte? Und wer hätte sich es träumen lassen, daß ein im Dritten Reiche wohlgelesener Dichter, dessen jung im Saft stehende Begeisterung letzthin noch so unpsychologisch unseren deutschschweizerischen Belangen

in die Haare geriet, daß ein Prophet von Blut und Boden an der flackernden Intellektualität eines Voltaire Gefallen fände und ihm als Größeren im Bereich Europas nur noch Goethe beigesellte? Aber man höre nur:

„Wer sich nicht abschrecken läßt durch den Umfang und die Fülle seines Werks, der ist dankbar erstaunt über die weise, wahrhaftige Art dieses mutigen und männlichen Geistes. Seine Dichtung hat Voltaire nicht als den Wein der Dämonen getrunken; sein Auge rollt nicht in holdem Wahnsinn; Überschwang und Tiefengefühl, das bebende Stammeln und der Urlaut des Geschöpfes fehlen ihm, aber er besitzt eine klare Sicht der Dinge im mittäglichen hellen Licht, die Plastik des Wortes, die Drastik des Witzes, die mühelos natürliche Gipfelung des Gedankens, die geistesgegenwärtige Lenkung der Fabel und überflüssige Bewältigung des Stoffes, alles Eigenschaften, die freilich keinen großen Dichter wie Hölderlin oder Keats ausmachen, aber in ihrem Bereiche auch ohne satteste Tiefe und lichteste Höhe fesseln und erfreuen können. Bei der Auswahl der übertragenen Gedichte folgte ich der Laune und dem Zufall in dem sicheren Gefühle, daß auch aus den kleinsten und unscheinbarsten Teilen des Voltaire'schen Werkes etwas von der Art des ungeheuren Ganzen hervorblickt als Offenbarung eines der hellsten und heitersten Genies aller Zeiten, der zugleich ein Vertreter seines Volkes und ein Mann der Menschheit war, ein Kämpfer für die Herrschaft des Geistes auf der Erde.“

Diese Sätze spricht Hermann Burte im Vorwort zu seinen „Gedichten Voltaire's“, die er anläßlich eines Besuchs an unserem Greifensee übersetzte. Doch man wundere sich nicht allzu lange: muß nicht in einer Zeit, wo der Geist fettüchtig geworden ist, die Magerkeit eines Voltaire, selbst wo sie magerlich ist, erfrischend erscheinen wie der Wind jener Natur, der ihn so vergeblich umwehte? Es gibt wirklich noch Witz im geistigen Geschehen — immer noch — und solche Witz sind sogar herzerfreuend, wenn sie gradlinig zur Wahrheit führen. Nach den oben zitierten Sätzen Burtes möchte man fürchten, dieser habe in seiner Übersetzung den Franzosen aufgehöhht ins Großartige hinein, quasi das spezifische Gewicht des Dichters verändert, wie es die deutsche Sprache leicht tut französischen Urtexten gegenüber. Aber Burtes Übersetzung ist Voltaire. Und ein größeres Lob kann man wohl kaum aussprechen. Besagt es doch, daß das Ziel erreicht wurde, aber auch, daß das scheinbar Schwierigste gelang, nämlich Voltaire mit dem Geiste des Deutschen zu versöhnen. All das abstrakte, ausgemergelte Gedankenspiel des Franzosen ist da, seine so antilyrischen Reimpointen, seine arabeskenhafte Nachlässigkeit, seine Kunst, immer obenhin zu bleiben, auch starke Überzeugung ohne Pathos zu sagen und die — vielleicht unfreiwillige — Kunst, im Pathos noch ironisch zu scheinen. Man kann es sich nicht versagen, einiges zu zitieren:

Dem König von Preußen.

Erstgeborener der Promethiden,
Erbe durch des Vaters Testament,
Jenes Feuers, das hienieden
Auf der Erde gar so spärlich brennt;
Noch erblickt man, aber selten nur,
Aus dem Brande eine Funkenspur
In den Hirnen einiger Franzosen,
Doch bei diesen ist es nur ein Glosen —
Und bei Dir: ein lodernd Element!

Der Schlangenbiß.

Jüngst biß am Hange
Den Fréron eine Schlange.
Und was passierte?
Die Schlange krepierete.

Es ist nicht des Raumes wegen, daß wir nur kurze Verse Voltaires zitieren: in ihnen prägt sich der Dichter doch am stärksten aus. So sympathisch wohl heute einem Manne von Burtes geistiger Höhe die Idee der Duldsamkeit ist, so wird er zugeben, daß das eigentlich Künstlerische Voltaires nicht in den langen weltanschaulichen Gedichten sich ausprägt, sondern im kurzen Format. Kurzatmig ist

alles an diesem Menschen: Satz und Vers und Wesen. Aber eben: in einer „Zeit schamloser Inflation“, wie Hofmiller sagt, gewinnt alles Kurze eine Monumentalität, selbst wenn sie ihm wesenhaft fehlt.

Wie es schwer ist, dem Deutschen Voltaire nahe zu bringen, und dieses Büchlein Burtes eine kostbare pädagogische Gabe der Befreundung ausübt, so ist es schwer — noch schwerer — Racine an den Deutschen heranzutragen. Aber auch in diesem Gebiete haben die Corona-Schriften einen Helfer bereit — Rudolf Alexander Schröder schreibt über „Racine und die deutsche Humanität“ und gibt Proben seiner Übersetzungskunst. Es geht in diesem Aufsatz Schröders eigentlich um nichts anderes, als dem Vorrang Shakespeares unter den Beeinflussern des deutschen klassischen Theaters denjenigen Racines entgegen zu stellen. Diese Beweisführung aber erfordert eine strenge und vorsichtige Definition des französischen und des deutschen Humanismus, die folgerichtig zu einer Definition der beiden Volksgeister führt. Man dürfte nur selten diesen Gegenatz so klar und säuberlich herausgearbeitet finden, und es ist ein Aspekt dieser Sauberkeit, daß die Gegensätze im letzten wieder leicht verwischt werden als zu schroff gegenüber lebendiger Wirklichkeit. Doch folgen wir dem Gedankengang Schröders: Im englischen und spanischen Theater finden wir neben dem antiken Vorbild deutliche Reste des einheimischen mittelalterlich-christlichen Schauspiels; das klassische französische Drama ist dagegen reines Humanistendrama. Zwischen die beiden Typen stellt sich das deutsche Drama. Lessings Kunst wäre nicht was sie ist ohne die vorangegangene französische Schule „einer auf engstem Felde und mit den sparsamsten Mitteln betriebenen Seelendarstellung“. Schiller ist nicht umsonst der Übersetzer der „Phèdre“, brüderlich verwandt ist ihm Corneille, und zwischen Racines „Athalie“ und der „Braut von Messina“ sind die ähnlichen Züge zahlreich. Noch stärker aber sind die Beziehungen zwischen Racine und Goethe. Konstatieren wir doch einen überraschenden Parallelismus Goethe-Schiller und Racine-Corneille. Sowohl Goethe wie Racine weisen in ihrem Leben einen tragischen Bruch auf mit der Arbeit am strengen Trauerspiel, einen Bruch, der sie hinführt zu praktischer bürgerlicher Arbeit. Goethe wird Staatsminister, Racine Historiographe du Roi. Goethe wie Racine bleiben stark einem weltabgewandten Christentum in ihrer Entwicklung verpflichtet, jener dem Pietismus, dieser dem Janzenismus — zwei Bewegungen, die unter sich bei allen Unterschieden Gleichheiten aufweisen. Goethe wurde unter Herders Einfluß zum Deutsch-Griechen, erprobte und vertiefte aber diese Haltung in und an Rom und wurde romanisiert. Racine aber, in einem Milieu vorwiegend römisch bestimmter Antiquität, ist als ein ungewöhnlich „griechischer Gallo-Lateiner“ zu bezeichnen. Beide treffen sich in einem oekumenischen Prinzip, das „die hellenische Humanität mit den Verpflichtungen und Ansprüchen alexandrinisch-katholischer Weltdurchdrungenheit und Weltgebundenheit sättigte und färbte“. Diese Definition der beiden Dichter führt nun zu einer Betrachtung der Antiquität der beiden Völker. Deutschland hätte durch seinen Humanismus, der, Rom überspringend, gleichsam direkt am Pegasus-Brunnen getrunken hätte, den Vorzug vor einem lateinisch bestimmten Humanismus. Andererseits erhebt Frankreich gerade auf Grund seines Lateinertums — in Hintanziehung seiner keltischen und germanischen Komponenten — den Anspruch einer lückenlosen antiken Tradition und spielt sein Lateinertum gegen deutsches Barbarentum aus, als wäre „ihr Charlemagne einer der Stammväter der abendländischen Kultur, während unser Karl der Große ein Barbarenfürst über Barbarenhäuptlingen gewesen sei.“ Immerhin ist zu sagen, daß das dem deutschen Humanismus anhaftende Mißtrauen gegen das durch Rom hindurch gesehene Griechentum nicht unbedingt aufrecht zu halten ist, denn schließlich ist die Latinität vielleicht „die gewaltigste und folgenreichste unter den Ausstrahlungen von Hellas“. Es zeigt sich eben in diesem Mißtrauen der unabwendbare Drang deutscher Art, nur das „Ursprüngliche“ gelten zu lassen. „Was nicht unablässig von neuem uns den Weg zu seinen Unter- und Hintergründen, zu seinen geheimsten Wurzeln und Quellen freigibt, das existiert für uns in einem gewissen Sinn nicht.“ So erklärt sich das grundsätzlich Einsame deutscher Äußerung, „die scheinbare und in ihrer Scheinbarkeit nach außen hin manchmal so beängstigend wirkende Jugendlichkeit unseres Auftriebs. Denn sie ist nicht, wenigstens nicht in dem oberflächlichen Sinne, in dem man es ihr hie und da zuschreiben möchte, eine „geschichtliche“ Jugendlichkeit. Wir sind eine uralte Nation; und an den Kreuzen,

an die unsere ruhm- und tränenreiche Geschichte uns immer wieder geschlagen hat, wäre ein Volk von minder unbeirrbarer Geistesart längst zum siechen Greis geworden". Dagegen hat Frankreich vielleicht im Hinblick auf die Art seines Nachbarn und in instinktivem Selbstschutz gegen die nicht lateinischen Elemente seines Wesens Weltstimm und Weltverstand noch stärker ausgeprägt als irgendeine andere lateinische Schwesternation. Wurzeln und Ursprünge dieser Erfahrung im Dunkeln lassend, machen die Franzosen die Dinge des Geistes zu einer „Angelegenheit von Bürgern unter Bürgern“ und entwickeln „auf das anmutigste und wirksamste jene romanischen Kardinaltugenden der religio, der comitas und der urbanitas“. So ließe sich der klassische Volksgeist der Deutschen finden „im Bilde des grundsätzlich ungeselligen, großartig einsamen Geistes, der nur auf sich selbst und seine eigene Verantwortung gestellt, immer von frischem daran geht, die ganze Welt in sein Herz hinein zu ziehen, um sie aus der Fülle des eigenen Innern neu zu gebären.“ Der französische Volksgeist hingegen „in dem Bilde des grundsätzlich geselligen Geistes, der in großartiger Selbstbescheidung die Welt als ein Gegebenes hinnimmt, dessen Vermittlung und Angleichung an das im Grunde immer gleiche, in seinem zeitlichen Hervortreten freilich nach immer neuen Entscheidungen und Regulativen verlangende Bedürfnis einer als Gemeinbürgerschaft empfundenen Gesamtheit ihm auferlegt ist. So weiß er sich in der Einstimmigkeit und Zustimmung der Mitlebenden, weiß sich als Führer oder als Vermittelnder auch innerhalb des allgemeinen, nun schon als ein Transzendentes empfundenen consensus der gesamten geschichtlichen Nation beruhigt und geborgen.“ An dieser Verschiedenheit der beiden Völker könnte von beiden Seiten gelernt werden. Der Franzose könnte lernen vom Deutschen „eine bereitwilligere Ehrfurcht vor der einsamen Gewalt des Irrationalen: denn alles Reine und Ursprüngliche des Geistes beginnt jenseits der teilenden, messenden und wägenden Vernunft. Der Deutsche vom Franzosen das vorsichtiger und umsichtigerer Im=Zaum=Halten einer Reigung, die nur zu gern von jeder zufällig ein Stück Himmel spiegelnden Wasserlache annimmt, sie sei so tief wie dieser Himmel selbst.“ Nachdem sich das Problem so ganz natürlich ins Weltweite geöffnet hat, findet Schröder sich zu seinem eigentlichen Ziel zurück, zu Racine. In seiner christlichen Grundhaltung ist der Ort, an dem sich Racines Verhältnis zu den antiken Quellen entscheidet, aber auch „der Ort, innerhalb dessen das Einsame seines dichterischen Wesens und das Soziale seines humanen Berufes sich durchdringen.“ „Racine ist der Dichter der einzigen vollkommen christlichen Tragödie“, indem er den tragischen Konflikt in die Einsamkeit der Individuums verlegt und damit dem Seelendrama unserer Zeit der wahre und gerechte Lehrer wird. Christliche Tragödie — dieser Zwiebegriff von Christentum und Antike aber zu einer unlöslichen Einheit verschmolzen besagt, daß „auf dem beschwerlichsten und gefährlichsten seiner Kampfplätze das Wirkliche geworden ist, wonach der humanistische Gedanke des Abendlandes seit je gerungen hat.“ — Diese Nachzeichnung des Aufsatzes von Rudolf Alexander Schröder mag genügen. Nicht erwähnt werde hier das sehr Schöne und sehr Wichtige, was der Dichter über den Stil des Franzosen zu sagen hat: eine verführerische Anleitung für den noch Widerstrebenden und eine einverständige Freude für den längst Gewonnenen. Doch würde hier ein nochmals verkürzendes Referieren den sonst schon sehr knappen Ausführungen Schröders den Boden nehmen. Man muß hier den Text erweiternd durch eigene Erfahrung lesen. Aber lesen muß man diesen Aufsatz. Er ist eine nicht leicht zu übersehende Wegmarke am Wege deutscher Selbstklärung. — Schröder fügt seinem Aufsatz die Übersetzung des ersten Aktes der „Bérénice“ und zweier Szenen aus „Athalie“ bei. Der Dichter möchte diese Übersetzung vor allem als Einladung zum Lesen des französischen Werkes gewertet wissen. Für denjenigen, der solche Einladung nicht mehr braucht, ist es natürlich schwer, nicht immer wieder sich zurück zu sehnen nach dem französischen Laute. Wenn die offen leidenschaftlichen Stellen eine einigermaßen gemäße Übersetzung finden, so ist es leider nicht so bei den scheinbar ganz harmonischen, bei dem „unvergleichlich leichten und hohen Welt- und Hofton“. Aber wie soll sich das Deutsche „einem Verse anbequemen, in dem alles gleitet, alles dem Hörer gebreiteten Arms entgegenströmt“? fragt man mit dem Übersetzer. Es gibt ganze Seiten in Racines Werken, in denen nicht die geringste äußerliche Abweichung von der Prosasprache sich findet, in denen der reinste Rhythmus sich im scheinbaren Alltagsgewand der Sprache zeigt. Das ließ sich im Deutschen nicht

machen. Und so wird aus einem „il faut partir“ ein „die Abschiedsstunde schlägt“, aus einem „j'aurais tort de me plaindre“ ein „mit Unrecht klag ich das“ — kurz und gut: Mozartische Serenität mit Bethooven'scher Passion gespielt.

Die Corona war immer treue Hüterin von Rilkes Nachlaß und Nachleben. Sie gibt jetzt die „Erinnerungen an Rainer Maria Rilke“ der Fürstin Thurn und Taxis heraus, der Frau, welcher Rilke sein ungeheuerstes Werk gewidmet hat, die „Duinejer Elegien“. Man möchte über alles, was man da aus des Dichters hauchzartem und von jedem Luftzug stürmisch bewegtem Leben erfährt, den Satz stellen, den er aus Spanien an die Fürstin schrieb über eine Begegnung mit einem Hunde: „... unsere ganze Verständigung war grenzenlos. Das kann doch nur auf Erden geschehen, es ist auf alle Fälle gut, hier willig durchgegangen zu sein, wenn auch unsicher, wenn auch schuldig, wenn auch ganz und gar nicht heldenhaft, — man wird am Ende wunderbar auf göttliche Verhältnisse vorbereitet sein.“ Das Buch, das wie das Leben Rilkes selbst in der Vollendung der Duinejer Elegien und der Sonette gipfelt, gibt Zeugnis von der unendlichen Gefährdung dieses Menschen, dessen Aesthetentum wirklich nichts anderes war als eine wundenhaft bloßliegende Offenheit der Wirklichkeit gegenüber, jeder Wirklichkeit, auch der „unwirklichen“. Gerade über die okkulten Erfahrungen des Dichters weiß die Fürstin viel Aufschlußreiches zu sagen. So schrieb er Aufzeichnungen „Aus dem Nachlaß des Grafen C. W.“, von denen er behauptete, sie seien ihm als Ganzes diktiert worden durch eine unsichtbare, ihm gegenüberliegende Gestalt. Daß es sich dabei nicht um tofette Mystifikation handelt, beweist schon der Umstand, daß Rilke sie nicht in seine „Werke“ aufnahm. — Ganz große Dichter brauchen keine biographische Untermalung, um ihre Wirkung zu tun. Aber nur bei ganz großen lohnt es sich andererseits, die Biographie ins Einzelne zu verfolgen. Der Rilke-Kenner und Rilke-Bewunderer wird so diese Aufzeichnungen der Frau, die dem Dichter das Leben erleichterte und verschönte, so weit es in ihrer großen Macht stand, nicht entbehren mögen.

Auch in Josef Hofmiller muß man nun einen Toten betreuen. Die Corona bringt aus seinem Nachlaß die „Letzten Versuche“. Es sind teilweise der endgültigen Handanlegung noch entbehrende Versuche, Gestalten, zum meist aus dem deutschen Sprachkreis, nachzuzeichnen. Wenn Kritik je aus dem Bereich des Fruchtbaren, Bejahenden kam, dann die Hofmiller's. Wo fänden wir so leicht Herzlichkeit mit Schärfe gepaart, Behagen mit Entschiedenheit, Menschlichkeit mit Gericht? Hofmiller's Art muß sich gerade besonders bewähren an Geistern des 19. Jahrhunderts. Nichts ist ja schwieriger denn als reifer Mensch über die Werte zu sprechen, die man als ganz junger Mensch geliebt hat. Es ist die jeweils nächste Vergangenheit, die immer am ungerechtesten behandelt wird von einer Zeitepoche. Wir verzeihen es uns nicht, gewisse Dinge in Bausch und Bogen geliebt zu haben, wie es der absoluten Haltung der Jugend entspricht, wir wollen uns verleugnen, ohne doch auch nur unseren Namen auszusprechen. Und so halten wir uns mit unserer schamvollen Rache an die Geister, die unsere Jugend führten und es nicht mehr — oder nur noch unterirdisch — tun. Nichts von all dem bei Hofmiller. Viele seiner Essays beginnen mit einem Jugenderlebnis, dieses formt sich aus wie ein reisendes Gesicht, behält kampflos seine erste Wahrheit, gewinnt neue dazu und steht zuletzt da als die Frucht eines Lebens, gerecht nicht jenseits des Persönlichen, sondern durch das Persönliche hindurch. — Hofmiller schreibt nie über einen Dichter hinweg. Immer faßt er breitbeinig festen Stand im Werke. In seinem meisterlichen Djeftow widmet er von dreißig Seiten die Hälfte dem Erzählen des „Ungetauften Popen“. So geistreich, so maximenhaft zugespitzt seine Urteile oft sind, sie wachsen immer heraus aus der einfachen Beobachtung. Hofmiller schämt sich nicht zu erzählen. Er hat pädagogische Breite, die jedoch nie das Ziel aus dem Auge verliert. Vielleicht ist darin der gemeinsame Kenner zu finden zwischen seiner Lehrertätigkeit und seiner Schriftstellerei. Einer, der gewohnt ist, immer hinzuhören auf die Aufmerksamkeit Anderer, wird einen behutsamen, gleichsam im Leser Wurzeln spinnenden Vortrag erhalten, organisch, naturhaft wachsend. So darf man, muß man auch Hofmiller eigentlich laut lesen. Nur so kommt man dem Geheimnis seiner Sätze auf die Spur, die breit in die Sache hinein sich graben und im Maße, als sie Halt gefunden haben, nun in immer höheren

Ansätzen hinausstoßen, sich kühn verkürzen. Nur ein Beispiel, das uns ganz besonders angeht, betrifft es doch Gottfried Keller:

„Die verhehlte oder offene Feindschaft gegen ihn hatte verschiedene Ursachen. Wer von Natur aus mystisch war, wählte die helle Diesseitigkeit des frommen Agnostikers ablehnen zu müssen; als hätte besagter Agnostiker um nur eins zu nennen, nicht den wundervollen Hymnus gedichtet „Gott ist ein großes, stilles Haus“, der in der Ausgabe letzter Hand unbergreiflicher Weise fehlt. Die Gewerkschaft der dämonischen Apokalyptiker scheute den Schöpfer der „Mißbrauchten Liebesbriefe“, des „Verlorenen Lachens“, der „Ursula“, wie der Teufel das Weihwasser. Die linearen Holzschnitzler wurden vor Kellers schnörkeliger Andacht zum kleinen so kopfscheu, daß sie den Koloristen darüber ganz übersehen. Die Fanatiker der neuen Sachlichkeit duldeten die Natur höchstens in Gestalt eines Kaktus in einem Scherben mit Zickzackmuster, was sollten sie mit Akeley anfangen, Rittersporn, Fingerhut, Aronstab, Knabenkraut und all dem holden Gewächs und Geblüh auf Seldwylers Schattenweiesen? Wer im Punkt der Heimatreue kunstfeiden war, fand Keller zu deutschschweizerisch. Erasmusse im Gehäus: unkünstlerisch politisierend. Betriebssame Wagner, die sich für Fauste hielten: spießig. Seine Gedichte besonders, gleich denen der Droste, schmeckten den Schlürfern gezuckerter Weine zu herb. Inzwischen ist auch diese Generation schon wieder in der Versenkung verschwunden, denn nirgends reiten die Toten schneller, als in der Literatur des Tages und der Stunde“.

Von den einzelnen Essays hier zu sprechen, verbietet der Raum, denn von welchem möchte man nicht ausführlich mit der Leidenschaftlichkeit des Gesprächs sprechen? Wer aber glaubt, es fehle unserer Zeit und vor allem unserer Jugend nicht so sehr als das Wissen, daß Kritik nicht eine wesenhaft negative Sache ist, daß wir sie brauchen, um das jenseits aller Kritik Stehende zu schaffen, der sollte diesem Band Hofmillers weite Verbreitung erwirken. Dieses Nachlaßwerk ist ein Testament, das nicht ungehört bleiben darf.

Elisabeth Brod-Sulzer.

* * *

Wir leben in schwerer Zeit. Bald wird es leichter, geistigen Hunger zu stillen als leiblichen. Und doch, wie viele Glücksmöglichkeiten, welch' innerer Frieden auf dieser Erden böten sich den Menschen, die guten Willens wären, sich befehren und erheben zu lassen. Selten wurden wir uns der schlummernden Schätze so bewußt, wie beim Lesen der oben besprochenen Essays Hofmillers. Man ist ihnen, wie auch der unter dem Titel „Iphigenia und andere Essays“ erschienenen ähnlichen Sammlung Friß Ernst's herzlich dankbar für das Nahebringen bekannter wie unbekannter Persönlichkeiten und Werke. Man sage, was man will: das ist und bleibt doch das Herrliche an den Schriften u b e r Bücher, daß das Geschenk schon ein weiteres, größeres in sich birgt. Welches Glück, auch bloß Rezensent zu sein! Wenn der Student, der im „Gil Blas“ von Salamanca nach Penafiel wandert, die Seele des Lizentiaten ausgräbt, so ist es ihm, dem Buchbesprecher, vergönnt, hunderte von Seelen zu befreien. Freilich, die Verantwortung ist groß, und es scheint Anmaßung, Herausgegriffenes zu würdigen, das Zufall und Verlegersgnaden bringen. Vieles, vielleicht Schöneres, bleibt ungenannt — wir denken etwa an Arnold Büchli's soeben erscheinende Gedichte „Zwischen Erd und Ewigkeit“. Doch wir wenden uns ja nicht an Leser, denen Bücher nur zwischen dem 25. Dezember und 1. Januar etwas bedeuten und die einen Dichter nur schätzen, wenn seit seiner Geburt eine durch 10 restlos teilbare Zahl von Jahren verflossen ist. Aus der festlichen Sintflut von Büchern seien noch wenige hervorgehoben, die schon vor dem Verebben aufragen.

Ernst's „Iphigenia“ war in Folge eines Mißverständnisses hier nicht beizzeiten besprochen worden. Möge das Lob Hofmillers auch auf diese ähnlichen Essays zurückstrahlen! Sie sind Blüten eines nämlichen Kranzes (Corona-Verlag). Ihr Wert ist zeitlos. Es genüge anzuzeigen, daß Ernst außer dem unsterblichen Iphigenien-Mythos vor allem Gesner, den Glarner Chorherrn Blumer, Ramond de Carbonnières, Hamann, Friedrich Schlegel, Koreff, Therese Heyne auferweckt. Seine Absicht (die der unsrigen zu tiefst gleicht) ist „Erweiterung des Überliefer-

ten, das Aufgehen des Heimatlichen in der Fremde, Zusammenklang der Nähe und der Ferne." Schon erwähnte er auch den Zürcher Bauer Jakob Gujer, dem er heute ein ganzes Buch widmet: „Kleinjogg, der Musterbauer“. (Atlantis-Verlag). Die etwas gekürzte Abhandlung des Hans Kaspar Hirzel von 1761 (noch bekannter in der vom Basler J. K. Frey besorgten französischen Ausgabe „Le Socrate rustique“ wird durch eine Einleitung Ernsts über Hirzel und Kleinjogg und durch die Sammlung der Stimmen jener Zeit über den philosophischen Bauer würdig eingerahmt. Zeitgenössische Bilder zieren das Büchlein. Auf kaum 16 Seiten weiß der Herausgeber reizvoll ein Bild jenes Zürichs zu beschwören, das zehntausend Einwohner zählte, worunter achthundert Schriftsteller — nach Heines Schätzung . . . Beim Schildern der physischen Siege jener Jahrzehnte vor der französischen Revolution hätte der Polshistor Ernst vielleicht noch die Arbeit des Zürcher Forstmeisters H. Großmann über die ökonomischen Gesellschaften heranziehen können. Von der soeben durch Leo Weiss herausgegebenen Forstordnung des Fürstbischofs von Basel (1755) konnte er noch nicht Kenntnis haben. — Das Echo der Zeit bleibt ohnehin anregend genug. Haben doch, um nur wenige zu nennen, Lavater, Mirabeau, Rousseau, Heine, Goethe über Kleinjogg geschrieben, den ja Goethe 1775 im Kagenrütlihof besucht hatte. Ein Bild zeigt dieses Haus im Katastrophenjahr 1799, wo Franzosen, Russen und Österreicher sich auf diesen Feldern gegenüberlagerten . . ., ein Blatt, das zum Ausharren in Widerwärtigkeiten ermuntern will. Denn aus gräßlichem Verderben erhole sich die Natur. — Uns liegt gerade daran, den Lesern jene Früchte zu zeigen, die das ihnen näherliegende Erforschen von Geschichte und Kultur in scheinbar entlegenen Bereichen zu sammeln vermag. Der kurze Bericht über Kleinjogg 1799 zeigt lebendig, was es für die Schweiz bedeuten würde, Kriegsschauplatz zu sein. Geschichtliches Werden, so etwa den Geist von 1848 lernen wir aus den folgenden Schriften verstehen. Kann man sich einen größeren Gegensatz zu Kleinjogg denken als den Musiker Hans von Bülow? Wer wußte, daß dieser mit Lassalle befreundet war, Napoleon III. eine Broschüre widmete, zugleich Bismarck bewunderte und Bernhard Försters (des Gemahls der jüngst verstorbenen Schwester Nietzsche) Antisemiten-Petition unterschrieb? Auf kaum hundert Seiten schildert Ludwig Schemann „Hans von Bülow im Lichte der Wahrheit“. (Gustav Bosse Verlag, Regensburg). Wenn Einer, so hat Prof. Schemann in Freiburg i. B. das Recht und die Möglichkeit, ein bei aller Knappheit derart in die Tiefe dringendes, aufschlußreichstes Gesamtbild eines oft problematisch scheinenden Charakters und Wirkens und eines Lebenslaufs mit so dunkeln Hintergründen zu zeichnen. Schemann, ohne den Gobineau vielleicht verschollen geblieben wäre, gehört zwar dem Wagnerkreis an, bewahrt sich aber ein oft erfrischendes, gelegentlich auch wohl allzu unbefangenes Urteil. Es gibt noch unbyzantinische, völlig selbständige Männer in Deutschland! Schemann, dessen 80. Geburtstag Hitler durch ein persönliches Schreiben ehrte, erwähnt z. B. mit überraschender Wärme, wie Bülow sich für Mendelssohn und Meyerbeer eingesetzt habe — Namen, die Wagner ebenso fern lagen wie dem Dritten Reich. Im Bestreben nach unbedingter Objektivität geht es Schemann, so scheint es uns, manchmal so wie dem Deutschschweizer, der aus lauter Neutralität eher die eigene Muttersprache vergißt als Lob des Fremden. Ein überlegen vielseitiger Geist wie Schemann mag wohl den künstlerischen Kern unter allen Formen bewundern; für das Volk aber wäre es schlechterdings verhängnisvoll, Wagners dramatische Kunst auf eine Linie mit der formalen absoluten Musik zu stellen. Wer hier nicht scharf unterscheidet, wird beide mißverstehen. Daran ändern auch alle Brahmsfeiern nichts. Wäre gemachte Begeisterung beweiskräftig, so stünde es schlimm mit Schemanns besonderem Schützling Cherubini, den er mit Bülow gern neben Beethoven stellte („Luigi und Ludwig“). Es ist eine durchaus verständliche Erscheinung, daß den Freund des Tondramas rein formale Musik unbefriedigt läßt; sie erscheint ihm oft als viel Lärm um Nichts, als ein Wehen der Messer, ohne daß es etwas zu schneiden gibt, als ein „penibile dir niente!“ Aber aus dem Zusammenprall der Gedanken entspringen die Funken: leuchtende Abschnitte über Bülow und Beethoven, B. und Wagner, B. und Liszt, B. und Brahms — die Schemann wahrlich berechtigen, sein höchst anregendes Büchlein B. im Lichte der Wahrheit zu nennen. Gern würde der Leser das rein Biographische in die folgenden Auflagen ausführlich aufgenommen sehen. Die furcht-

bare Katastrophe (Cojima und Wagner!) ist nur angedeutet. Sie durchbebt einige der Briefe, die Richard Wagner an Eliza Wille richtete und die nun in einer herrlichen, von Ulrich Wille eingeleiteten, mit einem Porträt in Lichtdruck geschmückten und um ein handschriftliches Sonett C. F. Meyers an Eliza bereicherten Corona-Schrift vorliegen („Eliza Wille. Erinnerungen an Richard Wagner“.) Die zwei früheren Buchauslagen von 15 Briefen Wagners an Frau Wille nebst deren Erinnerungen sind längst vergriffen. Vor einem Jahr gab dann Gundalena Wille erstmals sechs bisher unbekannte Briefe Wagners nach Mariafeld heraus. Das vorliegende Buch enthält nun alle jene Briefe Wagners, die Erinnerungen Elizas und deren einzigen erhaltenen Brief an den Meister, von Frau Winifred Wagner zur Verfügung gestellt. Es fehlt die kurze Einleitung Gundalena Willes, die durch jene ihres Vaters ersetzt ist.

Schon jene früher bekannten Briefe gehörten zu den menschlich wertvollsten und aufschlußreichsten. Dieser Eindruck ist heute stärker als je. Sie umfassen einige in Wagners Leben besonders tragische Jahre, aber auch jene der Erfüllung. (Sie sollen ausführliche Schilderung im II. Band von Fehrs Werk über Wagners Schweizerzeit finden). Eliza Wille war vertraute Freundin Mathilde Wesendoncks und kannte beide Frauen Wagners. François Wille versah die Stellvertretung bei der Taufe Siegfrieds, dessen Patenschaft der König von Bayern übernommen hatte. Willes Mariafeld war ein Brennpunkt edler, anregender Geselligkeit; dort trafen sich die Achtundvierziger, geistvolle Dichter und Gelehrte. Nicht die Musik war es, sagt Gundalena Wille, die Wagner mit Willes zusammenführte; es waren vielmehr politische, philosophische und literarische Interessen. François Wille war nicht einmal ein Bewunderer der Kunst Wagners und auch nicht blind für menschliche Schwächen. Umso wärmer und tiefer konnte Eliza Wille, selbst Dichterin, ihn verstehen. Sie hat mitgeföhlt, daß schon im Winter 1870/71, als Kanonendonner vom belagerten Belfort herüberhallte, Wagner begeistert plante, dem sich einigenden deutschen Volk seine uralten Götter und Mythen nahezubringen und „dem aus allen Gauen zusammenströmenden Volk in Bayreuth olympische Feste zu bereiten, wie die moderne Menschheit sie braucht in Musik und Poesie unter Mitwirkung aller Künste.“ Unvergeßlich bleiben manche ihrer Schilderungen, so wenn sie erzählt, wie Wagner in Mariafeld aus der Neunten Symphonie vorspielte:

„... Froh, wie seine Sonnen fliegen... Dieses sagte er halblaut vor sich hin, und nun berührte er die Tasten. — Ich habe die Neunte Symphonie seitdem öfter gehört und mit vollem Orchester; aber diese Allegro vivace alla marcia habe ich doch nur einmal gehört. Durch keinen Direktor und kein Orchester ist mir der leise, feste, sichere Tritt der Musen ins Gefühl gekommen, wie durch Wagners Berührung meines Flügels; pianissimo, wie über Wolken wandelnd, aber näher und näher schreitend in sicherer Bewegung. Wie ging mir die mächtige Offenbarung aus dem Wunderreich der Töne auf, die in dem rhythmischen Gefühle liegt, das allem die Haltung gibt! Ein Pulsschlag mehr oder weniger weckt oder lähmt den Geist des Hörers. — Wagner sah ernst, gehalten und doch lieblich drein. Eine alte Züricher Dame, unsere liebe Gutsnachbarin, sonst so gemessen und nicht aus der Fassung zu bringen, war wie elektrifiziert, als er hinterher mit voller Kraft in großartiger Begeisterung den Chor spielte. Mitten drinnen brach er ab. „Ich kann ja nicht Klavier spielen“ sagte er...“

Müssen wir Armen, die den Genius nicht erleben können, uns nicht an den Abglanz klammern?

Aber auch ohne das Hineinragen des Genies wären Elizas Erinnerungen höchst reizvoll und lesenswert. Ihr Vater war zur Zeit Napoleons I. aus Hamburg, das eine französische Stadt geworden war (die vierte im Range der Monarchie Frankreich), ausgewiesen worden und erlebte in Holstein schwere Jahre. Von den Befreiungskriegen, namentlich aber von 1830, 1848/49, erfahren wir viele Einzelheiten, die Geschichte erst lebendig werden lassen. Einmal kam Wille mit durchschossenem Oberarm nach Hause. „Nach dem Scheitern der ungeheuren Bewegung in Deutschland, als auch Schleswig-Holstein, von Deutschlands Bundeshilfe verlassen, auf eigene Kraft gestellt, nach der verlorenen Schlacht von Idstedt zurückdiplomatisiert wurde in die alte Abhängigkeit von Dänemark, war der Aufenthalt in Ham-

burg für die Teilnehmer an allem, was sich ereignet hatte, nicht mehr geboten.“ „Gabe ich mein Leben lang für Demokratie und freie Verfassung gewirkt“, sagte Wille, „so muß ich doch wohl jetzt dahin gehen, wo ich sehe und erlebe, wie das, was ich gewollt habe, sich in der Ausübung darstellt.“ Er siedelt sich also in der Schweiz an, zwar nicht im Neuenburgischen, der ursprünglichen Heimat, obwohl burgundisches, französisches Blut im Temperament der Vuille lag. François Wille „wußte die Vorzüge des französisch redenden Teiles der Eidgenossenschaft zu würdigen. Aber weder die Grafschaft Valangin noch La Sagne paßten zu ihm.“ Er brauchte den Strom lebensvoller Bildung, wie ihn die Universitätsstadt Zürich gab.

Einmal möchte Eliza Wagner bestimmen, Ludwig II. zum Bewußtsein zu bringen, daß Poesie und Kunst nicht das höchste Ziel königlicher Pflichten sein dürften; 1866 suchte François Wille Wagner in Luzern auf, um ihn zu bewegen, den König von Bayern dahin zu bringen, daß er neutral bleibe und zwischen Preußen und Österreich vermittele. Bei der Unterredung war Semper zugegen, der dann von ihr sprach, worauf ein katholisches Luzerner Blatt Wille scharf angriff. — An solchen Zügen sind die Erinnerungen reich; sie machen das Buch auch für alle jene lesenswert, die zu ihrem eigenen Schaden Wagner fernstehen.

Seit dem Weltkrieg ist der Name Wille jedem Schweizer bekannt und jedem Unvoreingenommenen vertraut und lieb. Möchten diese spannenden Erinnerungen an bewegtes Leben seiner Vorfahren so volkstümlich werden wie das Bild des Generals!

Der Berichterstatter ist stolz darauf, sich gewissermaßen mit Dr. Korrodi in die Ehre und das Verdienst teilen zu dürfen, Unlaß und Unregung zur Neuherausgabe des von ihm seit je besonders hoch gehaltenen „längst gänzlich vergriffenen“ (in seiner Bücherei eben nicht!) Wertes mit gegeben zu haben. Dank für diese wundervolle Veröffentlichung! Möge eine Stelle aus dem erstmals bekannt gewordenen Brief Elizas vom 24. November 1864 dem Hinweis Kraft und Freude geben:

„... Zum Frühjahr, lieber Wagner, komme ich gewiß. Es soll mir wieder einmal durch die Seele brausen — mit allen Glocken soll es klingen und singen!! Einen Fußstoß der lächerlichen kümmerlichen Erde oder vielmehr den Armseligkeiten, die wir zusammenslicken und ihr über das schöne Angesicht als Bettelkleid werfen. . . Der Dichter, der in der Hölle war und das Fegefeuer ausprobiert hat, darf nun auch seine Paradiesesfahrt antreten! . . . In herzlicher Freundschaft Ihre Eliza Wille.“

Der in Luzern getaufte Siegfried Wagner hat seine in obigen Briefen wiederholt erscheinende Mutter Cosima nicht lange überlebt. Überschaute man die so reichen Generationen von Franz Liszt bis zum bald volljährig werdenden Wieland Wagner, erfährt man einen wichtigen Abschnitt europäischer Geistesgeschichte. Fast feierlich berührte uns die vornehme Ausgabe des Weltreise-Tagebuchs Siegfried Wagners, das seine Witwe auf Weihnachten 1935 herausgibt und einem engeren Kreis widmet. Da dieses Prachtwerk im Buchhandel nicht erhältlich ist, sei wenigstens auf die Auszüge daraus hingewiesen, die bei Engelhorn's Nachf., Stuttgart, unter dem Titel „Erinnerungen von S. Wagner“ erschienen sind. Namentlich die Aufzeichnungen aus China und den Philippinen sind von hohem Reiz und reich an merkwürdigen Beobachtungen jeder Art. Die verschiedensten Völker werden treffend charakterisiert. S. Wagner nimmt kein Blatt vor den Mund, ob er von Spaniern oder Malaien, von Schmulz (Juden) oder von seinen im Ausland sich sehr oft von der ungünstigen Seite zeigenden deutschen Landsleuten spricht. Köstlich skizziert er die wenigstens in künstlerischen Fragen so nüchternen Briten; er unterscheidet z. B. die Typen der Miß Chideries und Anny Bob Hugh — von ihm gebildete Namen; immerhin gibt er zu, daß englische Mädchen auch „entzündend“ sein können, ohne 1892 zu ahnen, daß ein solches ein Vierteljahrhundert später sein Schicksal werde.

Heute, da die grundsätzlichen Feinde alles Deutschen in ihrem Haß auf das Dritte Reich gern längst erledigte Anwürfe gegen Richard Wagner und seine Familie — zwar mit ira, aber sine studio — in altgewohnter Weise wieder beginnen (wir denken z. B. an ein neues, im Europa-Verlag — „Europa“ wenn möglich ohne Deutschland — erschienenenes, leider viel gelesenes Buch über Hitler), zu einer Zeit, da auch Wohlgefinnte zum mindesten in wirtschaftlichen Fragen an deutscher

Treue und Zuverlässigkeit irre werden können, ist es eine Wohlthat, aus diesen einfachen, rein menschlichen Erinnerungen die Gestalt eines durchaus liebenswerten, edlen Charakters auferstehen zu sehen.

Karl Alfons Meher.

Europäisches Schicksal.

Thomas Mann, *Leiden und Größe der Meister*. Verlag von E. Fischer, Berlin.

Dies ist nun der vierte Band der gesammelten Aufsätze von Thomas Mann. Und er bietet in mehr als einer Hinsicht gegenüber den drei vorausgegangenen etwas Neues. Einmal ist er mehr als eine bloße ursprungszeitlich abgegrenzte Sammlung, sondern zeigt sich von einem einheitlichen Gesichtspunkt her durchgestaltet. Dadurch wird der Vorwurf vermieden, der sich gegen die vorigen Bände erhoben hatte, es seien zu viele Kleinigkeiten mit reiner Tagesbeziehung aufgenommen. Hier ist alles von Vollgehalt; ja fast mehr wird umgriffen, als sich in der Essai-Form unterbringen lassen möchte. Das Gebiet der Literatur wird nur zweimal leicht überschritten. Das eine Mal durch den Schlusaufsatz: „Meerfahrt mit Don Quichote“, welche den meisten Lesern dieser Zeilen schon aus der seinerzeitigen Veröffentlichung in der „Neuen Zürcher Zeitung“ bekannt sein wird. Auch die beiden Goethe-Abhandlungen waren schon als Broschüren erschienen und sind zur Zeit des Goethe-Jubiläums in weite Kreise gedrungen. In wie meisterlicher Weise sie ohne Gesuchtheit tatsächlich Neues über Goethe zu geben wissen, ist an anderer Stelle beleuchtet worden. Der Aufsatz über Storm bedeutet ein vorbehaltloses Bekenntnis zu dem heute oft als Nachfahren der Romantik etwas abschätzig angesehenen Novellisten und Lyriker. Auch dem, der sich von reinen Modebewertungen nach Möglichkeit frei zu halten sucht, wird vielleicht hier stellenweise eine gewisse Aufhöhung des Dichters stattzufinden scheinen. Doch das sind im Grunde reine Geschmackfragen. Der Aufsatz über Platen hat abgesehen von seinem reichen charakterologischen Eigenreiz das Verdienst, diesen heute zu Unrecht fast vergessenen Dichter wieder in den Mittelpunkt menschlicher Belangfülle zu stellen. Den Höhepunkt des Buches bildet wohl unstreitig der Aufsatz über Richard Wagner, der natürlich nun seinerseits das rein menschlich-literarische Gebiet überschreitet, ohne jedoch sich in das bloß Fachliche und im allgemeineren Sinne nicht Ausdeutbare zu verlieren. Es ist wohl kein Zufall, daß auf dem Gipfel dieser Aufsatzsammlung die Musik auch als Gegenstand mit hereingezogen wird; es will uns scheinen, als ob der Aufsatzstil ganz eigener Prägung, zu dem Thomas Mann in diesem Band durchdringt, eine gewisse Wesensverwandtschaft zum Element des Musikalischen besitze! Man könnte, um diesen Stil zu kennzeichnen, auch an eine bestimmte Art von Malerei anknüpfen. Es wäre eine solche, welche mit der Musik innigst verwandt ist und alle Form in Bewegung auflöst, um wiederum durch Bewegung sich Form plastisch aufzubauen, sich aus dem Schatten ins Licht herausmodellieren zu lassen. Es wird Licht durch Schatten gehöhlt, und Schatten durch Licht vertieft. Und die Rolle des Nein und des Ja ist nicht diejenige endgültiger und selbständiger Bewertungen, sondern sie sollen eine dialektische Bewegung vorantreiben, aus welcher sich dann das Gesamtbild, welches wesentlich ein positives Vorzeichen trägt, lebendig ergibt. Die gegensätzlichen Bestimmungen arbeiten aneinander immer tiefer dringende Profile heraus, fordern und bereichern sich gegenseitig, bringen eine aus beiden sich zusammenwebende Struktur zu Tage. Mit höchster Kunst und doch voller Sachlichkeit werden die einzelnen Positionen, aus denen Wesen und Charakter der „Meister“ aufgebaut werden, eingesetzt und durchgeführt. Kurzum, das Ganze ist wie ein Orchester, dessen Dirigent den Stimmen ruft, sie abwägt, sie aufstachelt, sie wieder dämpft, die Instrumente gegeneinander abhebt, ihre Töne mischt und entmischt, sich hemmen und sich steigern lößt, bis ein dynamisches, atmendes kontrapunktisches Ganze aus Ja und Nein entsteht. — Gerade Richard Wagner ist wohl fruchtbarerweise für den Heutigen nicht mehr anders zu konstruieren. Jedoch begreift man, daß diese Betrachtungsweise gewissen orthodoxen Wagnerianern ein Greuel sein mußte. Es wäre aber falsch, diese insgesamt oder auch nur als Typus zu den „niedrigen Seelen“ zu rechnen, von denen J. J. Rousseau sagt, daß sie nur die Wahl hätten, zu beweihräuchern oder in Stücke zu reißen. Nein, es handelt sich

da um etwas wie eine Sekte, der sich eben das Absolute in dieser sehr partikulären Form darstellt. Die anderen, welche, um modern zu sein, Wagner einfach Kitsch nennen, dürften mit umgekehrtem Vorzeichen nicht allzuweit von jenen abstehen. Auch Thomas Mann hat in seiner Jugend zu Wagner eine fast sektenhaft hingeebene Stellung eingenommen, auch er hat ihn, vom „Tristan“ her verstanden, als einen gefährlich süßen Rausch genossen, der metaphysisch das ganze Weltbild einhüllte und bedingte. Von da nun zu einer Einstellung hinzufinden, die voll Abstand, von strenger Sachlichkeit, kühl abgewogen und durchgedacht bis ins Letzte ist, das dürfte als eine beträchtliche geistig-moralische Leistung zu betrachten sein. Und das doppelt, da die Gesamtbewertung eine durchaus positive und verehrende bleibt. Damit hätten sich wohl auch die zufrieden geben können, welche heute in Deutschland eine nationale Angelegenheit daraus machen wollen, ob Wagner in Bausch und Bogen als ein Modell deutscher Ideale und Vollkommenheiten gehalten wird. Angesichts der mißtönenden Reaktion aus diesem Lager hätte man sogar vielleicht sich einige Akzente in Thomas Manns Aufsatz noch schärfer denken können — gerade zur Abwehr des heute verbreiteten Irrtums, das breit Aufgestemmte, das verschwommen Anspruchsvolle, das Gefühlsunzüchtige, das geschwollen Kleinbürgerliche, das Großmäulige und opernhafte Heldische sei das eigentlich Deutsche und Zukunftsträchtige. In Wahrheit ist es keines von beiden. Soweit sich dieses Element bei Wagner findet — und Thomas Mann scheut sich nicht, die Ansatzpunkte auch dafür klar zu umschreiben — steht es in engem Zusammenhang mit etwas Unehmem, Unvornehmem, ja stellenweise fast Vulgärem in Wagners persönlichem Charakter. Jedoch ist es trotzdem dankenswert, daß Thomas Mann auf jede auch andeutende Hereinziehung von Tagesinteressen verzichtet hat. So wird die Bewertung solcher Dinge mit der Zeit sich von selber in die richtige Mitte einstellen.

* * *

Jacob Lorenz, Erinnerungen eines simplen Eidgenossen. Verlag von Eugen Kentsch, Erlenbach und Leipzig.

Der Verfasser ist bekannt durch seine Herausgeberschaft an der katholischen Erneuerungszeitung „Das Aufgebot“ sowie durch seine Tätigkeit auf zahlreichen journalistischen und politischen, volkswirtschaftlichen und organisatorischen Posten während der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit. Seine Lebenserinnerungen, die er hier als reifer Fünziger gibt, sind zwar nicht Goethe, Gottfried Keller oder Carossa, aber auf ihre Art ein anziehendes und im ganzen wohlthuendes Buch. Durch manche Bezirke und manche Perioden der letzten Jahrzehnte in der Schweiz läßt sich schwerlich ein besserer Querschnitt denken; der Hauptnachdruck und Hauptwert des Buches liegt aber im Menschlichen und somit gewissermaßen Zeitlosen. Lorenz war keiner, der ganz in den sachlichen, ideellen, sozialen, partemäßigen Bindungen, deren er in einem halben Jahrhundert viele und wechselnde einging, ganz aufgegangen wäre, sondern er blieb immer weitgehend ein Eigenwilliger, der die geknüpften Fäden wieder zerriß, weil er etwas über alle bloße Einordnung Überstehendes in sich fühlte. Und dieses Etwas, irgendwie der Lebensstrom selbst in seinem Sichselbstgehören war ihm, so wacker er in den Fronten des Tages mitkämpfte, schließlich das Wesentliche. Darum kann er heute mit einer schönen und erholamen Gelassenheit die viele Menschen und Dinge, die ihn banden und die er band, betrachtend von sich wegrücken und ins Licht setzen. Und darum ist dieses Licht, mag es auch auf viel Kampf fallen, dennoch im ganzen ein günstiges und versöhnliches. Obwohl Lorenz zweimal hinüberwechselte zwischen Katholizismus und Sozialismus — er begann und endete mit dem ersteren —, so liegt es ihm doch fern, auf Menschen und Ideen, von denen er sich trennte, von hinten her Steine zu werfen; auch darum, weil ihm sein Leben als Ganzes und Strömendes im Grunde immer wichtiger und verbindender war, als die Menschen und Ideen, besonders die letzteren, hätten trennend sein können. Damit ist allerdings auch unausweichlich gegeben, daß die Ideen in einem solchen Leben nicht bis zu ihrer letzten Vertiefung gelangen können; denn dazu müssen sie das Leben, das sie trägt, zerreißen und aufzehren. Wenn Lorenz z. B. in Sperrdruck seine endgültige Erleuchtung, die „ihm geschah“, und zwar „wie ein Blitzstrahl“, folgen-

dermaßen formuliert: „Ich sah plötzlich, wie die Welt sich wirklich in zwei Reiche aufteilte, und immer wird in zwei Reiche geteilt bleiben, eines, in dem es um die Freuden dieser Welt geht, und eines, in dem es um die Herrschaft Christi geht“ — so wird das den Leser seiner Lebenserinnerungen nicht ganz zu befriedigen vermögen. Wer zu so radikalen Einsichten sich hingegenötigt fühlt, müßte der nicht rückwärts eine schroffe Sonderung seiner Taten und Erlebnisse darnach durchführen und vorführen? Wohin gehören die fröhlichen Gelage und Feiern von Freundschaft und überschäumendem Leben, die ihm in der Erinnerung so lieb sind? Und wohin seine hingebenden Bestrebungen und Kämpfe für die materielle Befreiung der Arbeiterschaft aus Not und Unsicherheit, zu denen er sich auch jetzt noch weitgehend bekennt? Und wäre es nicht logischerweise nötig, von der Radikalität jener Alternative aus auch die Stellungnahme zum Kloster mindestens theoretisch weit positiver zu gestalten? Oder aber, wenn das Lebensgefühl des Memoirenschreibers eben recht behält, so müßte man von da aus wohl doch jenes Entweder-oder in seiner Einfachheit für verdächtig und mindestens unzulänglich ansehen. Jedoch, wie gesagt, es wäre unrecht, von einem Leben in dieser Sicherheit seiner Funktionalität solche Antworten zu erwarten. In einem letzten Sinne splittert alle rein sachliche Problematik daran, und wir können uns nur daran freuen oder es als Ganzes ablehnen. Es bleibt uns also nur noch, es zu genießen, wie ganz sich dieses fließende Element in dem angenehmen und lebendigen Stil des Verfassers spiegelt, der nur ab und zu einige gar zu schnoddrige und saloppe Redensarten hätte entbehren können. Stellenweise wird gerade der Satzbau aus dem Bestreben, durch kurze Sätze belebend zu wirken, allzu nachlässig. Sätze wie folgende sollten einem gewandten Stilisten nicht unterlaufen: „Hinter mir an seinem Schreibpult stand Beck, Buch auf Buch gehäuft“. „Großer Betrieb in der Kommerzbank. Millionen spielten keine Rolle. Aber nichts aufdringlich, sondern schien solid, aber forsch.“ — Es wäre zu wünschen, daß dieses Buch, welches Kunde von einem nicht alltäglichen, jedoch fesselnden Typus des Deutschschweizers gibt, auch jenseits der Landesgrenzen Verbreitung fände. Für diesen Fall wäre ein Index von mundartlichen oder sonst im Schriftdeutschen nicht gebräuchlichen Wörtern beizufügen.

* * *

Andreas Laško, Lafayette, der Held zweier Welten. Verlag Rascher, Zürich.

Dies Buch ist ein ansehnlicher Vertreter des anscheinend unerschöpflichen Modegenre der „Biographie romancée“. Der Stoff ist zweifellos für ein solches Unternehmen wie vorgeformt: menschlich interessant, und spannend fast wie ein guter Kriminalroman. Und der Verfasser weiß diesen Charakter noch kunstvoll herauszuarbeiten, wobei er sich jedoch gleichzeitig bemüht, die bloße stoßliche Spannung geistig zu durchdringen und ideell auszuwerten. Das gelingt ihm auch weitgehend; vielfach steht ihm aber seine allzu primitive geistige Gesamteinstellung im Wege. Sie entspricht etwa derjenigen eines französischen Aufklärers um 1760, eines Typus, den Laško selber als „großen Philosophen“ bezeichnet. Diese Einstellung ist sehr kurz zu formulieren: Alle Reichen und Mächtigen sind niedrige, zynische, dumme, ausbeuterische Schufte, alle Armen und alle Vertreter des Volkes sind gutmütig, geduldig, rechtlich und nur gelegentlich zum Äußersten getrieben. Den Gipfelpunkt in dieser Hinsicht bedeutet wohl Seite 254 und 255; wir hoffen, daß der Verfasser später einmal bedauern wird, diese Seiten geschrieben zu haben. Es wird da den französischen Aristokraten vorgeworfen, durch ihr hochmütig gefaßtes Sterben hätten sie den Pariser Pöbel eigentlich erst richtig zu seiner Grausamkeit gebracht; als Vorbild wird ihnen die Dubarry vorgehalten, welche den Hentzer um eine Minute Leben anwieselte und damit die Zuschauerschaft entwaффnete. Zuzugeben ist allerdings, daß im Ancien Régime sich schon verführerische Anhaltspunkte für eine solche billige Schwarz-weiß-Malerei finden — ja daß auch heute wieder viele Kräfte am Werke sind, um wider Willen den Völkern zu suggerieren, daß bürgerliche Freiheit a l l e s ist — während sie in Wahrheit doch nur die H ä l f t e ist. Auch der Held Lafayette selbst ist recht nach dem Herzen des Verfassers und seines Schemas; besonders auch seine Neigung für pompöses Theater, wie es ja die Franzosen überhaupt zu lieben pflegen, gibt dem Romanschriftsteller dieses Schlages reichen Stoff.

Wenn auch die Beweihräucherung Lafayette's hier stellenweise etwas weit geht und dessen geringerwertige Eigenschaften: ungezügelter Sinnlichkeit, Eitelkeit, Reklamesucht, äußerliche Betriebsamkeit, die besonders in der Jugend sich vordrängen — etwas allzuwillig bemäntelt erscheinen, so bleibt Lafayette doch eine große geschichtliche Gestalt, welche nirgends sich von der reinen Phrasologie oder gar der bewußten Lüge einfangen läßt und auch die schönsten Bühnenaktionen weitgehend zu bewahren weiß. Das Glänzende und Ritterliche dieser Figur wäre vielleicht sogar noch besser herausgekommen, wenn der Verfasser im Verschleiß von Pathos und Gedankenstrichen sich etwas mehr Zurückhaltung auferlegt und einen gewissen Abstand in seinem Werturteilen beobachtet hätte. Trotz allem bleibt dies, mit etwas Kritik gelesen, ein wertvolles und überaus fesselndes Buch.

Erich Brock.

* * *

Aubry, Octave. Der König von Rom. (Rentsch, Erlench-Zürich.)

Einundzwanzig Jahre, den Zeitraum einer Kindheit, hatte der Sohn des großen Korjen erlebt, als er 1832, durch die galoppierende Schwindjucht dahingerafft, Aufnahme fand unter die mütterlichen Vorfahren in der Kapuzinergruft in Wien. Als Napoleon und König von Rom, unter den Strahlen der väterlichen Zärtlichkeit, in der liebevollen Obhut einer nicht nur dem Namen nach aristokratischen französischen Erzieherin vergingen seine ersten vier Jahre bis zur kopflosen Flucht der willensschwachen, vergnügungssüchtigen Mutter Marie Louise beim Zusammenbruch des Kaiserreichs. Ein Mischling aus deutschem und romanischem Blute, voll Empfindsamkeit und flammenden Stolzes wächst er auf am Wienerhof unter dem Namen Franz, Herzog von Reichstadt, eine Figur im Brettspiel der Weltpolitik für den allmächtigen, dem Kaiser der Franzosen in persönlichem Haß aufsäufigen Kanzler Metternich. Ein Bastard auch in seiner Stellung zu den jungen Verwandten, den bigott mittelmäßigen Erzherzögen, denen er sich als Sohn eines Genies überlegen fühlt, erschütternd in seinem verzehrenden Eifer, sich für eine große Aufgabe, an deren Lösung er bisweilen verzweifelt, vorzubereiten. Der griechische, der polnische, der belgische Thron gaukeln vorüber. Wird er, der militärisch hervorragend Begabte, für Osterreich ein zweiter Prinz Eugen sein? Aber das „Memorial“ des Vaters, der im Geraniental auf St. Helena vermodert, kann ihm nicht vorenthalten bleiben, wenn auch die ihm bestimmten persönlichen Andenken ihn niemals erreichen. Er wird Napoleon II. werden, sobald seine Jahre ein eigenmächtiges Handeln erlauben. Nicht als ein Abenteuerer wie nachmals sein Vetter Louis Napoleon will er den Boden Frankreichs betreten. Das französische Volk wird ihn berufen; die „légende napoléonienne“, so wenig davon durch die düstern Mauern der Hofburg dringt, schwillt immer mächtiger an, genährt durch französische Dichter. Ein lautloser Kampf mit einem furchtbaren Feinde hat inzwischen begonnen, ein Kampf voll Auslehnung, voll trügerischer Hoffnungen, voll heroischer Resignation. Die Krankheit siegt, und die jagenhafte wie die geschichtliche Überlieferung heftet sich an einen schönen Jüngling, den das Geschick, weil es ihn liebte, früh hinwegnahm. Octave Aubry hat mit großer Feinsühligkeit dieses Leben, das nur ein unerfülltes Versprechen war, gestaltet. Vielleicht verweilt er allzu eingehend bei den glanzumflössenen ersten Kinderjahren; die zeitgenössischen Quellen darüber sind zahlreich. Ein anerkennenswertes Streben leitet ihn, im „Niglon“, im Epigonen einen an und für sich wertvollen, überdurchschnittlichen Menschen aufzudecken. Er hütet sich, schwarz in schwarz zu malen. Herzlich verwandtschaftliche Zuneigung wurde dem jungen Herzog zuteil und fand bei ihm Widerhall. Nur Metternich bleibt, wohl mit Recht, der böse Geist in dem tragischen Spiel. Man wird nie losgelassen von jener Vision, die Aubry hervorruft: der Besuch des Kanzlers ist vom Sterbenden, den keine Rücksichten mehr binden, nicht angenommen worden. Metternich verläßt mit einem kalten Blick durch die Türspalte auf ein unnützes Häuflein Knochen den Vorraum. 32 Bildtafeln schmücken den auch sonst sorgfältig ausgestatteten umfangreichen Band.

* * *

Bei *Ulja Rachmanowa, Die Fabrik des neuen Menschen*, Roman (Salzburg, Pustet) geht es weniger um die Kunst als um das Erleben. Man möchte den Parallelismus belächeln, mit dem zwei russische Frauen abwechselnd in ihrer tragischen Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus dargestellt sind. Seitenlang folgen sich Zitate aus Klara Zetkin, Dostojewskij, Lenin. Der Zeitungsausschnitt aus der „*Komhšomolskaj Prawda*“ oder der Paragraph aus dem Einmaleins des Kommunismus von Bucharin fehlen nicht. Und dennoch fesselt der Band, weil man sich auseinander setzen muß mit diesem „phantastischen“ Volke, das sein größter Dichter den einzigen Gottesträger auf Erden nennt, und das offiziell Christum abgesetzt hat. Das Buch ist eine Absage der russischen Frau an die Revolution. Unter allen Ideen, die das Wesen des kommunistischen Gedankengebäudes ausmachen, befindet sich nach der Meinung der Rachmanowa keine einzige weibliche Idee. Niemals sei die Frau in Tat und Wahrheit so entrechtet gewesen als heute, da ihr alle Wege geöffnet sind und ihr jede Beschäftigung freisteht. Die vollständige Freiheit in sexuellen Dingen, die Leichtfertigkeit der Scheidung, die von einer Stunde zur andern auf eine bloße einseitige Erklärung hin ausgesprochen wird, der Schmutz der Gemeinschaftswohnungen, in denen die Schaben hinter den Tapeten rascheln, das Elend der Djetdome, der wanzenverseuchten kommunistischen Kinderheime, die Auflösung der Familie durch öffentliches Vossagen in der Zeitung von allen Gliedern, die „zum weißen Knochen“ (den Aristokraten) oder den Großbauern gehören — alles scheint der Verfasserin Faustschläge ins Gesicht der russischen Frau, die wie keine andere grenzenloser Opferwilligkeit fähig sei. Genosse Wladimirow hat eine Fabrik des neuen Menschen gegründet. Mörder, rückfällige Diebe, Prostituierte werden zu einem Handwerk angeleitet, erhalten Essen, Wohnung, Lohn für ihre Arbeit und verbringen ihre Freizeit im Klublokal. Der Aufseher der „Fabrik“ entflieht, weil es ihm zu langweilig ist. Unter den Mädchen, die in ihrem kahlen Zimmer nicht einmal die Photographien von Angehörigen aufstellen dürfen, werden rührselige Gedichte und gar eine Ikone, ein Heiligenbild, entdeckt. Wladimirow selbst wird aus der Brutalität der Herrschenden durch die Liebe und beispiellose Charakterstärke seiner Sekretärin erlöst. Die Kommunisten verhaften ihn von der Frau und dem neugeborenen Kinde weg. Einige von fixen Ideen Beseffene, wie der Tierfanatiker Fedja, ein Virtuos in kurzfristigen Ehen, oder die kindliche Glaubenszeugin Njurka gruppieren sich um die Hauptpersonen. „Wir sind alle seelisch todkrank“, das ist die Schlußfolgerung dieser leidenschaftlichen Anlagenschrift.

Helene Meyer.

Genfer Malerei.

L'Ecole genevoise de peinture. Von Es. Gielly; Editions Sonor, Genf 1935.

Noch fehlt uns eine Geschichte der Schweizer Malerei des 19. Jahrhunderts. Die Lücke ist umso empfindlicher, als wir heute mehr wie je Anlaß haben, uns auf allen Gebieten des geistigen und künstlerischen Schaffens auf eigene und ursprüngliche Werte zu besinnen, sie zu kennen und in harmonischen Zusammenhang zu bringen mit den übrigen Elementen unseres nationalen Daseins, zur Vertiefung und Kräftigung desselben. Die Lücke besteht; umso freudiger sind wir bereit, alle Arbeiten zu begrüßen, die Bausteine bedeuten zur endlichen Erfüllung des Werkes. Die Genfer Schule wird in einer solchen Synthese einen hervorragenden Platz einnehmen; wir denken, daß ihr zeitlich und sachlich die erste Stelle gebühren wird. Als besonders willkommen muß deshalb ein Unternehmen erscheinen, das uns vorläufig einmal eine Geschichte dieser Genfer Schule zu bieten versucht. Der Verfasser, Konservator der Genfer Gemäldesammlung, verursacht uns leider eine Enttäuschung. Man hat den Eindruck, daß er nach seinen, übrigens verdienstvollen Publikationen über italienische Kunst, der sein besonderes Interesse gilt, nun schnell einmal auch etwas über Genfer Malerei veröffentlichen wollte (sein Buch besteht aus der Wiedergabe von Radio-Plaudereien). Abwesenheit allgemeiner Ideen, fehlende Einordnung in schweizerische Zusammenhänge, dagegen absichtliche Betonung ausländischer Einflüsse, wobei die Nachahmung des Fremden als Maßstab wichtiger erscheint als offenbare nationale Ursprünglichkeit, das sind u. G. bedauerliche Mängel des Buches. Dazu kommt noch die allzusehr spürbare persönliche

Abneigung des Verfassers gegenüber den Genfer Romantikern, denen er nicht jene Objektivität entgegenbringt, die man bei Behandlung eines solchen Themas erwarten darf. Von höherer und schweizerischer Warte aus hat s. Zt. Paul Seippel im Zentenarbuch (1914) einen Überblick über die Genfer Schule geboten; seine geistig gehaltvolle Studie ist nicht übertroffen worden. Die Illustration von Giellys' Buch ist etwas sparsam geraten; zu rügen ist jedenfalls die Auswahl schon längst bekannter Bilder. Die farbige Wiedergabe eines Pastells von Liotard (Mme d'Epinay) ist jedoch ausgezeichnet und macht dem Autoset-Verfahren der Sonor-Pressen alle Ehre.

A. Schreiber-Fabre.

Berner Zunftwesen.

Die Gesellschaft zum Distelzwang.

Unter den noch bestehenden Zünften des alten stolzen Bern steht die Gesellschaft zum Distelzwang, ursprünglich die Vereinigung der in der Aarestadt angeheirateten adeligen Geschlechter, vorne an, und bei festlichen Anlässen flattert noch heute ihr seidenes Banner, altem Vorrecht entsprechend, an der Spitze der zünftlichen Marschordnung. Zum Andenken an die Taten der Vorfahren und zur Mahnung für die gegenwärtigen und künftigen Stubengenossen hat die Vorsteherchaft dieser Zunftung auf Ende 1935 eine von dem bekannten Historiker Eduard v. Wattenwyl vor beiläufig siebenzig Jahren verfaßte kurze Geschichte der Gesellschaft neu herausgegeben, die dank ihrer ebenso frischen wie inhaltsreichen Darstellung bei den Freunden heimatlicher Geschichte auch außerhalb der Reihen der Gesellschaftsmitglieder eine gute Aufnahme finden wird. Denn es ist eine ruhmreiche Vergangenheit, die uns da vor Augen geführt wird; da schreiten die trefflichsten Namen des alten Bern einher, so die Bonstetten, die Bubenberg, Diesbach, Erlach, Müllinen, Scharnachtal, Wattenwyl, die alle von altersher zu den Stubengenossen bei Distelzwang zählen.

Zwar wird der Leser daran erinnert, daß die Stärke des alten bernischen Staatswesens zu einem wesentlichen Teil gerade darauf beruhte, daß es — im Unterschied beispielsweise zu Zürich oder Basel — die politische Bedeutung der Zünfte in engen Schranken hielt, so daß von einem Zunftregiment nie die Rede sein konnte. So kam es aber auch, daß beim großen Umsturz von 1798, der die Träger der bisherigen Staatsordnung weglegte, die Zünfte, darunter auch Distelzwang, ziemlich ungeschoren blieben, während ihnen in den eigentlichen Zunftstädten bekanntlich die Flügel erheblich gestutzt wurden. Infolgedessen sind in der Stadt Bern die Zünfte heute noch als öffentlichrechtliche Körperschaften anerkannt und üben hinsichtlich ihrer Angehörigen die staatlichen Befugnisse des Vormundschafts- und Armenwesens aus — ein Rechtszustand, der sich unseres Wissens sonst weder innerhalb noch außerhalb der Schweiz erhalten hat.

Daß sie diese Stellung behaupten konnten, obschon politische Widersacher aus einem falsch verstandenen Gleichheitsdrang heraus schon öfters ingrimmig daran gerüttelt haben, das verdanken diese Gesellschaften nicht zum mindesten auch ihrer gewissenhaften Verwaltung, die unbeeinflusst durch die sonst in der heutigen Bundesstadtkluft gedeihende üppige und sorglose Finanzwirtschaft nach alter wahrhaftiger Bernerart geführt wird, und sodann der bodenständigen vaterländischen Gesinnung, die sie pflegen und der auch die hier angezeigte Broschüre in bester Weise dient. Die kleine, hübsch ausgestattete Schrift wird jedem, der sich für das Leben auf den alten Zünften interessiert, viel Neues und Anregendes bieten.

(Verlag der Gesellschaft zum Distelzwang, Preis Fr. 2.—.)

A. v. S.

Besprochene Bücher.

Hugo Marti: Rudolf von Tavel, Leben und Werk; Verlag Francke A. G., Bern.

Adolf Menzel: Das Problem der Demokratie in der griechischen Staatslehre (in Zeitschrift für Volkswirtschaft und Sozialpolitik) 1921, neue Folge, IV. Band.

- Othmar Spann:** Der wahre Staat; Jena 1932.
 — Kämpfende Wissenschaft; Jena 1934.
- Walter Heinrich:** Das Ständewesen; München 1932.
- Adam Müller:** Elemente der Staatskunst; Neuauflage 1922; F. Fischer, Jena.
- Korrespondenz des Peter Dörs;** herausgegeben und eingeleitet von Gustav Steiner,
 1. Band Basel 1927, 2. Band Basel 1935.
- Hermann Burte:** Gedichte Voltaire's; Coronaverlag.
- Rudolf Alexander Schröder:** Racine und die deutsche Humanität; Coronaverlag.
- Fürstin Thurn und Taxis:** Erinnerungen an Rainer Maria Rilke; Coronaverlag.
- Josef Hofmiller:** Letzte Versuche; Coronaverlag.
- Fritz Ernst:** Sphigeneia und andere Essays; Coronaverlag.
 — Kleinjogg, der Musterbauer; Atlantis-Verlag.
- Ludwig Schemann:** Hans von Bülow im Lichte der Wahrheit; Gustav Bosse-Verlag,
 Regensburg.
- Eliza Wille:** Erinnerungen an Richard Wagner; Coronaverlag.
- Erinnerungen von S. Wagner;** Engelhorn's Nachfolger Verlag, Stuttgart.
- Thomas Mann:** Leiden und Größe der Meister; S. Fischer Verlag, Berlin.
- Jacob Lorenz:** Erinnerungen eines simplen Eidgenossen; Eugen Kentsch Verlag,
 Erlenbach und Leipzig.
- Andreas Lakto:** Laffayette, der Held zweier Welten, Rascher Verlag, Zürich.
- Octave Aubry:** Der König von Rom; Kentsch Verlag, Erlenbach und Leipzig.
- Alja Radmanova:** Die Fabrik des neuen Menschen. Pustet-Verlag, Salzburg, 1935
- Louis Gielly:** L'école genevoise de peinture; Editions Sonor S. A., Genève, 1935.
- Die Gesellschaft zum Distelzwang;** Verlag der Gesellschaft, Bern, 1935. Preis
 Fr. 2.—.

Bücher-Eingänge.

- Carlo Goldoni,** Memoiren. Zweites und drittes Buch. Übersetzt von Lola Vorme.
 Verlag Hölder — Pichler — Tempsky u. G., Wien/Leipzig, 1935. 264 S.
- Otto Hinnerk:** Triumph der Wissenschaft. Komödie in 3 Akten. Rascher Verlag,
 Zürich, 1935. 145 Seiten.
- Heinrich Keller:** Goethe und das Laokoon-Problem (Wege zur Dichtung Band XXI).
 Verlag Huber & Cie., Frauenfeld, 1935. 119 Seiten.
- Adolf Köberle:** Todesnot und Todesüberwindung. Furcht Verlag, Berlin, 1935.
 42 Seiten.
- Joseph Biller,** conseiller d'état: Corporation et Fédéralisme. Editions Attinger,
 Neuchâtel, 1935. 96 Seiten. Preis Fr. 2.50.
- Albert Steffen:** Der Tröster. Gedichte. Verlag für schöne Wissenschaften, Dornach,
 1935. 76 Seiten. Preis Fr. 4.—.
- Fritz Störi:** Grillparzer und Kant (Wege zur Dichtung Band XX). Verlag Huber
 & Cie., Frauenfeld, 1935. 208 Seiten.

Aus dem Inhalt des Dezember-Hefes:

- Jann v. Sprecher:** Gedanken zur schweizerischen Völkerbundspolitik. — **Konrad
 Meier:** Die Gefahr des Provinzialismus im schweizerischen Geistesleben. — **Gottfried
 Zeuglin:** Die schweizerische Armee an der Jahreswende. — **Martin Nink:** Vom Wert
 der Erscheinungswissenschaft.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Ver-
 sand: Zürich 2, Stoderstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stoderstr. 64,
 Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe
 gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.